

Achim Barsch (Siegen)

FIKTIONALITÄT IN DER SICHT VON REZIPIENTEN

0. Vorbemerkung

Das Rahmenthema „Literaturwissenschaft als Wissenschaft von der Fiktionalität“ trifft einen Kern und einen Hauptaspekt literaturwissenschaftlicher Arbeit; auch dann oder vielleicht gerade dann, wenn man aus dem Lager der empirischen Literaturwissenschaft kommt.

Ich werde in meinem Papier versuchen, den Stellenwert von Literaturbegriffen für die Theoriebildung zu bestimmen, eine Begriffsklärung und eine theoretische Einordnung vorzunehmen und mit Daten aus einer Befragung von Heftromanlesern und -leserinnen zu verbinden. Die Ausführungen von B. Kaczerowski in diesem Band stehen parallel dazu.

Einleitend möchte ich darauf hinweisen, daß ich das Fiktionalitätsproblem nicht aus sprechakttheoretischer, wahrheitstheoretischer oder philosophisch-erkenntnistheoretischer Sicht angehen werde. Mit Klaus Boeckmann (1990) gehe ich davon aus, das Texte und alle anderen Medienangebote nicht Wirklichkeit abbilden und damit Medien auch nicht *der* oder *einer* Wirklichkeit gegenüberstehen. Medien sind immer schon Teil unserer Wirklichkeit, wobei sich Wirklichkeit nicht auf unmittelbare, nachprüfbare Sinneswahrnehmungen beschränkt. Durch Kommunikation, einschließlich der Massenkommunikation, werden Wahrnehmungen beeinflusst und es entstehen gemeinsam geteilte Wirklichkeitsvorstellungen oder, wenn man so will, soziale Wirklichkeiten. Dabei spielt es keine Rolle, ob diese Medienangebote mit einem Anspruch auf Authentizität antreten oder explizit (mit entsprechenden Gattungsbezeichnungen) als Fiktionen ausgewiesen sind. Auch diese Fiktionen haben einen immanenten Wirklichkeitsbezug. Mit Boeckmann (1990:12) läßt sich formulieren:

Die gemeinsamen Mythen sind ein Teil der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Eine Sozialisation ohne Fiktion ist von keiner Gesellschaft bekannt, wahrscheinlich nicht möglich. Zugespitzt formuliert: Fiktion ist Arbeit an der Wirklichkeit.

Dabei reicht der Bereich der Fiktion für Boeckmann von Mythen, Märchen, Fabeln über die verschiedenen literarischen Gattungen bis zu religiösen Offenbarungen. Im Sinne des Tagungsthemas ist eine Beschränkung auf den literarischen Bereich sinnvoll. Was ich mit dieser Eingangsbemerkung deutlich machen möchte, ist, daß für mich Fiktion und Fiktionalität weder Texteigenschaften noch semantische Entitäten sind - wie noch z.T. in der literaturwissenschaftlichen Fiktionalitätsdebatte der 70er Jahre vertreten -, sondern daß sie unmittelbar mit dem jeweils herangezogenen Wirklichkeitsmodell zusammenhängen und daher pragmatische Größen darstellen.

1. Literatursystem, Literaturbegriffe und Fiktionalität

Wenn man so will, dann könnte man aus der Sicht der in Siegen vertretenen empirischen Literaturwissenschaft mit gewissen Vorbehalten den von Boeckmann skizzierten Bereich der Fiktion als denjenigen sozialen Bereich auffassen, aus dem sich das Literatursystem mit ausdifferenziert hat. Gegenstand der empirischen Literaturwissenschaft ist das Literatursystem, das sich historisch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als ein eigenständiges soziales System im Rahmen der allgemeinen gesellschaftlichen Ausdifferenzierung bildete. Über diesen Umbruch im späten 18. Jahrhundert dürfte wohl literaturwissenschaftlicher Konsens herrschen, über die theoretische Modellierung dagegen ließe sich trefflich streiten. Ich vertrete hier einen system-theoretischen Ansatz, der das Literatursystem mit seinen vielfältigen Gegenständen und Aktivitäten als Gegenstandsbereich nimmt. Das Literatursystem besteht demnach nicht bloß aus Texten oder Werken, sondern setzt sich als sozialer Handlungsbereich aus systemspezifischen Handlungen zusammen. Handlungen im Literatursystem unterscheiden sich von anderen Handlungen. Wäre dem nicht so, dann könnte man auf den systemtheoretischen Rahmen verzichten.

Damit ergibt sich notwendigerweise das Problem der Angabe eines Grenzkriteriums für Handeln innerhalb oder außerhalb des Literatursystems. D.h. ich gehe davon aus, daß Teilnehmer am Literatursystem im Laufe ihrer literarischen Sozialisation gelernt haben, mit der Differenz von Literatur und Nicht-Literatur umzugehen. Beherrschen sie diese Unterscheidung nicht, läßt sich schwerlich von literarischem Handeln reden. Es dürfte in solchen dann wohl allgemein um sprachliches Handeln gehen, die als Vorstufe zur Ausbildung einer literarischen Kompetenz natürlich notwendig ist.

In bezug auf Rezipienten bezeichnet Aleida Assmann (1985) diese Vorstufe als vor-reflexives oder *wildes Lesen*. Sie zielt damit auf eine Lesehaltung ab, die zwischen Lektüreangebot und Lebenswelt kurzschließt. Belege für diesen Rezeptionsmodus findet sie beim jungen Heinrich Heine, der als Zehnjähriger alles für „baaren Ernst“ nimmt und über „die Leiden des armen Ritters“ Don Quixote weint. Aber auch bei erwachsenen Lesern finden sich Beispiele. So zitiert Assmann aus einer autobiographischen Schrift [Francis Kirkman] von 1673: „Als ich an die Ritterromane kam, war ich von diesen über alle Maßen fasziniert und (weil ich alles, was ich las für wahr hielt) sah mich selbst schon als Knappe eines Ritters“. Was hier als mangelhafte Lesekompetenz erscheint, liegt daran, daß in diesen Fällen noch keine literarischen Konventionen, die den Umgang mit Literatur regeln, zur Anwendung gekommen sind.

Schmidt (1989) nimmt mit der Ausdifferenzierung des Literatursystems im 18. Jahrhundert die gleichzeitige Durchsetzung von zwei Makro-Konventionen an, die den Handlungen im Literatursystem unterliegen und für ihn somit gleichzeitig als Grenzkriterium dienen.

Ich spreche von der literarischen Ästhetik-Konvention und der literarischen Polyvalenz-Konvention.

Die Ästhetik-Konvention besagt nach Schmidt, daß für literarisch gehaltene Texte nicht primär nach Kategorien wie wahr/falsch oder nützlich/nutzlos eingeschätzt werden. Statt dessen wird die in allen anderen Lebensbereichen angesetzte Tatsachenkonvention zurückgedrängt bzw. aufgehoben und es werden ästhetische Beurteilungskriterien zugrundegelegt. So gehen wir z.B. bei historischen Romanen stillschweigend davon aus, daß keine historisch-authentischen Tatsachenberichte vorliegen. Mit der Polyvalenz-Konvention will Schmidt dem Phänomen gerecht werden, daß literarische Texte mit unterschiedlichen Bedeutungen belegt und von Aktanten nach ihren speziellen Bedürfnissen, Fähigkeiten, und Motivationen behandelt werden können.

Mit diesen beiden Konventionen verbindet sich direkt die Fiktionalisierung literarischer Rede.¹ Für einen (Literatur-)Philosophen wie Gottfried Gabriel hängt das Moment der Fiktionalität ganz analog zu Schmidt mit der Aufhebung von allgemeingültigen Kommunikationsregeln zusammen:

¹ Mit den Begriffen 'Fiktion' und 'Vieldeutigkeit' versucht Berthold (1993), das gleiche Phänomen zu erfassen wie Schmidt mit den beiden literarischen Konventionen. Berthold beschreibt am Beispiel der Erfolgsgeschichte des Romans im Detail, wie sich Fiktionalität vor dem Hintergrund der Absage an Traditionsbindung und einen ontologischen Wahrheitsbegriff sozial durchsetzt.

Stuft der Leser die Rede als fiktional ein, so wird er jedenfalls darauf verzichten, die Nichtbefolgung der Regel der Referenz und der Regeln für Behauptungen zu monieren. Ja, wir können geradezu umgekehrt sagen, daß der Verzicht darauf, diese Regeln befolgt zu sehen, definiert, was es heißt, Rede fiktional aufzufassen. (Gabriel 1991:7)

Gabriel macht deutlich, daß s.E. die Aufhebung sprachlicher Regeln im fiktionalen Kontext nicht nur für Leser gilt:

Jemand, der in fiktionaler Absicht einen Text *verfaßt*, nimmt *für sein Schreiben* die Befreiung von den genannten Regeln in Anspruch, und jemand, der einen Text fiktional *auffaßt*, nimmt *für sein Lesen* die Befreiung von eben diesen Regeln in Anspruch. (Gabriel 1991:8; Herv. i.O.)

Bevor ich näher auf meine eigenen Vorschläge zum Fiktionalitätsbegriff zu sprechen komme, möchte ich darauf hinweisen, daß ich die von Schmidt vorgetragene Lösung des systemtheoretischen Grenzproblems, nämlich auf der Basis der beiden gerade genannten literarischen Konventionen, aus verschiedenen Gründen für problematisch halte. So bleibt der Zusammenhang zwischen dem ursprünglichen Konzept literarischer Konventionen als individualpsychologische Bedingungen, die den Aufbau literarischer Kommunikate steuern, und der makrosoziologischen Ebene unklar. Weiterhin können Konventionen, die als Literarisierungsmechanismen fungieren, d.h. deren Befolgung aus sprachlichen Äußerungen ein literarisches Kommunikat macht, nicht gleichzeitig auch Konventionen sein, die die Kommunikation über auf diese Weise erzeugte Literatur erfassen. Insofern ist die Formulierung „Die *Ästhetik-Konvention* besagt, daß derjenige, der im Literatursystem in bezug auf literarische Texte handelt...“ (Schmidt 1989:430) irreführend als durch die Anwendung literarischer Konventionen der Rede von literarischen Texten ja gerade erst Sinn verliehen werden soll.

Diese und andere Gründe sind jedoch Spezialprobleme und interessieren in diesem Kontext nicht weiter. Ich bin nur kurz darauf eingegangen, um zu verdeutlichen, daß das Grenzproblem, d.h. die Angabe eines Kriteriums von Handlungen im Literatursystem und außerhalb des Literatursystems, auf andere Art und Weise zu lösen ist.

Mein eigener Vorschlag setzt nicht bei literarischen Konventionen, sondern bei Literaturbegriffen an. Unter Literaturbegriffen verstehe ich Vorstellungen von Literatur als einer abgrenzbaren Menge von Texten im Sinne von sprachlichen/semiotischen Äußerungen, denen besondere Eigenschaften zugeschrieben werden. Literaturbegriffe grenzen somit für ihren Geltungsbereich literarische Texte aus der Menge aller sprachlichen Texte aus. Dabei handelt es sich um eine grundlegende Funktion aller Literaturbegriffe, unabhängig von ihrer jeweiligen inhaltlichen Ausprägung und Füllung. Damit

möchte ich gleichzeitig signalisieren, daß ich davon ausgehe, daß Literaturbegriffe historisch kontingent und weder selbstverständlich noch naturgegeben sind.

Sie sind deshalb historisch und empirisch zu erheben und nicht von Literaturwissenschaftlern normativ festzulegen, wie es Poetiken im Sinne von Dichtungstheorien bis heute versuchen (von normativen Poetiken über deskriptive, sowie die Linguistische Poetik bis z.B. zu K.H. Bohrer).

Für mich strukturiert sich ein Literatursystem in so viele literarische Subsysteme wie voneinander zu unterscheidende Literaturbegriffe in diesem System aufzufinden sind. Literarische Subsysteme fokussieren jeweils einen Literaturbegriff, der wiederum in einer bestimmten literarischen Tradition stehen kann.

Um Ihnen einige Beispiele für das heutige Literatursystem zu geben, kann man heuristisch verschiedene Literaturbegriffe trennen: Wir kennen einen mit der literarischen Moderne ausgebildeten Literaturbegriff, wie er sich an experimentellen, nicht-mimetischen Texten festmachen läßt. Daneben existiert immer noch ein von autonomen Kunstwerkvorstellungen geprägter klassisch-romantischer Literaturbegriff, der Kunst zum Selbstzweck erhebt. Weiterhin wäre hier zu nennen ein Literaturbegriff, der auf die Unterhaltungsbedürfnisse der Leser ausgerichtet ist und in der Tradition der Aufklärung steht. Darüber hinaus lassen sich sofort weitere literarische Subsysteme mit jeweils spezifischen Vorstellungen von Literatur ausmachen. Ich denke dabei z.B. an politisch engagierte Literatur oder auch an 'feministische' Literatur, die auch durch den Einsatz literarischer Texte Einfluß auf die individuelle Bewußtseinsbildung im Sinne ihrer sozialpolitischen Ziele nehmen wollen.

Jedes der um spezifische Literaturbegriffe gebildete literarische Subsystem läßt sich charakterisieren durch spezielle Produzenten, einschlägige Publikationsorte und Verkaufsstellen; weiterhin durch eine abgrenzbare Lesergruppe und durch Kritiker, die in Rezensionen, als Jurymitglieder oder auf andere medienwirksame Weise sich für die jeweilige Literatur einsetzen.

Ich gehe *nicht* davon aus, daß diese literarischen Subsysteme nun total abgeschottet sind. Ich gehe *eher* davon aus, daß Aktanten über *unterschiedliche* Literaturbegriffe verfügen können und je nach Lesemotivation und Lektüreinteressen auch unterschiedlich einsetzen und an verschiedenen literarischen Subsystemen partizipieren können. Letztendlich ist dies eine empirische Frage, was auch bei unserer Untersuchung deutlich wurde.

Nach diesen Ausführungen zur Strukturierung und Modellierung des Literatursystems komme ich jetzt auf das eingangs geschilderte Ausgangsproblem zurück und bin dann auch sofort beim Thema 'Fiktionalität'.

Wenn nun nicht wie bei Schmidt literarische Konventionen sondern Literaturbegriffe das Grenzkriterium für das Literatursystem bilden sollen, dann stellt sich sofort die Frage, welche Literaturbegriffe aus literaturwissenschaftlicher Sicht relevant sind und welche nicht. Denn ein Blick in die Literatur- und Begriffsgeschichte zeigt schnell, daß zu unterschiedlichen Zeiten ganz Unterschiedliches als 'Literatur' bezeichnet wurde. So reden wir von Fachliteratur oder machen die Unterscheidung zwischen Primär- und Sekundärliteratur. In der letzten Zeit redet man auch schon von tertiärer Literatur. Etwas älter ist die Gleichsetzung von Literatur mit Schrifttum; dabei wird alles Geschriebene oder Gedruckte als Literatur bezeichnet, wobei der gesamte orale Bereich herausfällt. Dieser letzte Literaturbegriff läßt sich auch eventuell verknüpfen mit der von A. Assmann beschriebenen Form des *wilden Lesens*. Gemeinhin sprechen wir, wenn wir an unseren Gegenstand denken, von Belletristik oder schöner Literatur. Was ist dann aber mit Unterhaltungsliteratur oder sogenannter Trivilliteratur, die gar keinen emphatischen Anspruch auf Zugehörigkeit zur Kunst stellt?

Das Selektionskriterium für Literaturbegriffe, die im Literatursystem virulent werden, ist für mich Fiktionalität.

2. Dimensionen von Literaturbegriffen

Literaturbegriffe verbinden sich mit z.T. ganz unterschiedlichen Voraussetzungen. Klärt man diese Voraussetzungen nach unterschiedlichen Dimensionen, eröffnet sich auch die Möglichkeit, verschiedene Literaturbegriffe miteinander zu vergleichen. Bevor ich auf verschiedene Dimensionen eingehe, möchte ich an einem Beispiel verdeutlichen, wie vielschichtig Vorstellungen von Literatur sein können.

Das Beispiel stammt aus einer Befragung von Leserinnen und Lesern von Heftromanen. Dieser Bereich ist lange von der Literaturwissenschaft als ästhetisch wertloses Schriftgut ausgegrenzt und verschmäht worden. Einige ungewöhnliche Rezipientenreaktionen lassen den Verdacht aufkommen, daß es sich eventuell überhaupt nicht um ein literarisches Phänomen im weitesten Sinne handelt. So unterscheiden sich manche Produkte der *Yellow Press* in Sprache, Thema und Personen kaum von Gloria- oder Fürstenromanen. Aus anderen Medien kennt man ähnliche Erfahrungen. So wurde der

WDR wegen eines Mietvertrages angeschrieben, als in der populären Serie *Lindenstraße* eine Wohnung in einem Mietshaus freiwurde. Ein anderer Fall wird von Klaus-Jürgen Wussow berichtet, der es als Prof. Dr. Brinkmann in der ZDF-Serie *Die Schwarzwaldklinik* zu einiger Popularität gebracht hat. Wussow soll als dieser Brinkmann persönlich um ärztlichen Rat gefragt worden sein. Hinlänglich bekannt ist auch die z.T. panische Publikumsreaktion auf Orson Welles Hörspielfassung von H. G. Wells *Der Krieg der Welten*. Hier stellt sich sofort die Frage, ob Zuschauer Probleme haben, zwischen Realität und Fiktion zu unterscheiden. Ich denke, wir brauchen keine Angst um den kognitiven Zustand der Bevölkerung in Deutschland und den USA zu haben. Ich will pathologische Fälle natürlich nicht ausschließen. Die genannten Reaktionen sind eher mit einer starken Affinität zu den Sendungen und den Schauspielern zu erklären als durch Differenzierungsschwächen. Im Falle des Hörspiels spielt wohl die Nicht-Unterscheidbarkeit vom Nachrichten-Programm die entscheidende Rolle.

In unserer Untersuchung jedenfalls konnten solche extremen Einschätzungen nicht gefunden werden. Bei keinem der mehr als 60 Befragten Jugendlichen, die soziodemographisch ganz unterschiedlich zu charakterisieren sind, konnte eine Verwechslung von Lebenswelt und 'Buchwelt' festgestellt werden. Darüber hinaus zeigte sich ein breites, differenziertes Spektrum von Antworten bezüglich der Umgangsweisen, Gratifikationen, Präferenzen und Vorstellungen der jeweiligen Lektüre.

Das Beispiel, das ich Ihnen jetzt gebe werde, stammt aus einem Interview mit einer 17jährigen Schülerin [Interview Nr. 12], deren Lieblingslektüre aus Liebes- und Gruselromanen sowie aus Büchern von Stephen King besteht.

Auf eine Frage nach dem Realitätsbezug antwortet sie:

Lebensfern ist meistens das Happy-End, obwohl es das Tollste ist, aber es geht ja nicht immer toll aus (ne) gerade so im Leben. Vielleicht ist es deswegen, daß man auch so Romane liest, weil da immer alles ganz glatt läuft, auch wenn große Probleme auftreten, die sind ganz schnell wieder gelöst, das ist irgendwie, ist so alles ein bißchen fern von der Realität, deswegen, vom Alltag. (Um) von dem Alltag überhaupt wegzukommen, liest man meistens solche Romane, also finde ich, daß man das deswegen lesen tut, weil es halt so irgendwie so in einer Traumwelt alles abspielt. (...) Also normal ist also nix lebensecht, alles so ein bißchen Traum und so.

Diese Leserin verbindet ihre Liebesroman-Lektüre mit einer Traumwelt, die mit ihrer Lebensrealität nichts zu tun hat. Befragt nach ihrer Einschätzung der Gruselromane der *John Sinclair*-Reihe kommt es zu einer für das Thema Fiktionalität aufschlußreichen Äußerung:

... Ich finde das schon ein bißchen realistisch, allein weil an Geister glaube ich halt, irgendwie. Ich weiß nicht, das ist nicht so weit hergeholt. Ich mein', das ist schon weit hergeholt, wenn er sagt: „Hier da liefen Zombies rum“ und so (ne). Das finde ich halt schon eher so ein bißchen auf, auch filmmäßig jetzt, daß da Zombies rumlaufen und so. Aber wenn man, wenn ich jetzt so weiter überlege, ist es doch manchmal ganz realistisch. Wenn er sagt, also wie das sich so alles da abspielt so, das ist gar nicht so weit hergeholt jetzt. Aber das denkt man halt, wenn man das liest (ne). Das hört sich alles so realistisch an, nicht so wie bei den Liebesromanen, da. Die Situation hat man ja meistens dann schon gehabt so, daß man jemanden ganz toll fand, und das trotzdem nicht geklappt hat. Bei den Liebesromanen das kennt man ja gar nicht, daß man irgendwo böse Geister draußen gesehen hat oder so. (ne, dann) Das klingt irgendwie schon ein bißchen realistisch, obwohl es auch Quatsch ist. *Aber irgendwie ist das doch so, ganz komisch so, weiß man gar nicht, wie man das beschreiben soll. Irgendwie ist das ganz realistisch, obwohl man weiß, das ist nicht realistisch.* Das ist ganz komisch. [Herv. A.B.]

Die Leserin hat hier das Problem erkannt, daß ihre Lektüre einerseits mit einer erfundenen Geschichte zusammenhängt ('Traumwelt', 'filmmäßig', 'Quatsch', 'weit hergeholt'). Andererseits klingen diese Texte für sie doch sehr überzeugend, weil sie auf ihr geltendes Wirklichkeitsmodell referieren. Dieser innere Konflikt/kognitive Dissonanz wird auf den Punkt gebracht mit der Formulierung „Irgendwie ist das ganz realistisch, obwohl man weiß, das ist nicht realistisch“.

Diese Äußerung spiegelt m.E. die Einsicht, daß die Lektüre unter verschiedenen Voraussetzungen erfolgt, die für diese Leserin ein widersprüchliches Resultat ergeben, weil sie diese unterschiedlichen Voraussetzungen klarerweise als Nicht-Literaturwissenschaftlerin nicht oder nur sehr unscharf benennen kann.

2.1 Die Entscheidung literarisch / nicht-literarisch

Aus literaturwissenschaftlicher Sicht sind hier zwei Dimensionen angesprochen, die für jeden Literaturbegriff zu trennen sind.² Die erste Dimension beinhaltet eine pragmatische Entscheidung über den anzulegenden Seinsanspruch eines Textes, die zweite Dimension ist dagegen als semantisch-erkenntniskritisch zu bezeichnen. Ich werde auf beide Dimensionen im folgenden eingehen und mit Beispielen aus den Interviews verdeutlichen.

² Ich lehne mich hier an die Ausführungen von H. Grabes (1977) an.

Die erste hier zu diskutierende Dimension, „die ontologische Valenz“ (Grabes 1977:64), ist aus literaturwissenschaftlicher Perspektive anderen Dimensionen vorgeordnet, weil auf dieser Ebene die grundsätzliche Entscheidung fällt, ob es um Literatur geht oder nicht. Entscheidend ist dabei das pragmatische Verhältnis, das zwischen Text und sozialer Wirklichkeit (‘Realität’, ‘Lebenswelt’) angenommen wird. Wir unterscheiden Texte, die den Anspruch erheben, Aussagen über die gemeinsam geteilte Wirklichkeit zu machen, von solchen, die diesen Anspruch nicht erheben. Die ersten Texte kann man verkürzt als Sachtexte, Gebrauchstexte oder referentielle Texte bezeichnen; die anderen als fiktionale Texte.

‘Referentiell’ meint hier Texte, „denen in kommunikativen Prozessen auf der Ebene der Bedeutung ein *eindeutiger* Bezug zu einem außerhalb dieses Prozesses liegenden Seinsbereich zugesprochen wird“ (Grabes 1977: S.67). Das bedeutet nicht, daß diese Texte notwendig wahr oder ‘realistisch’ sein müssen. Durch sprachliche Konventionen und durch Verwendungszusammenhänge wird die Eindeutigkeit des Bezugs gesichert. Wenn Juristen während ihrer Ausbildung z.B. präparierte Akten bekommen, gehen sie davon aus, daß dieser Fall so nicht abgelaufen ist. Sie lösen diesen Fall jedoch wie einen echten, um auf diese Weise ihr juristisches Handwerk zu lernen. Damit ist ein eindeutiger Bezug zwischen Text und Kontext bzw. Verwendungszusammenhang gegeben.³

Texten, denen Fiktionalität zugeschrieben wird, fehlt dieser eindeutige Bezug zur ‘Realität’ oder ‘Lebenswelt’. Er wird aufgehoben, zurückgedrängt oder ist irrelevant. Ist allen Beteiligten dieser fiktionale Status bewußt, dann funktioniert literarisches Handeln wie eine Form des Spiels. Indem es ein Spiel, ein Tun-so-als-ob ist, ist der eindeutige Bezug zur Realität ausgeschaltet. Durch die Befolgung der Spielregeln, also der literarischen Konventionen, wird das Spiel ‘Literatur’ ernst genommen, solange man spielt. Mit diesem durchaus anspruchsvollen Charakter des Spiels gehen verschiedene Funktionsbeschreibungen einher. So wird der Umgang mit fiktionalen Texten auch als Probehandeln beschrieben und in Opposition zu handlungsanleitenden oder handlungsauffordernden Texten gestellt. Weiterhin ermöglicht der Spielcharakter Erfahrungen zu

³ Im juristischen Bereich führt der Umgang mit Fiktionen soweit, daß Konstrukte wie die Einmanggesellschaft oder andere juristische Personen in das juristische Wirklichkeitsmodell eingehen und wie Individuen behandelt werden.

machen und Emotionen zu erleben, die in der 'Realität' nicht möglich oder sogar nicht wünschenswert sind.⁴

Der Begriff 'fiktional' ist deutlich abzugrenzen von 'fiktiv'. Fiktiv bezeichnet etwas, das von jemanden erfunden wird, sei es erdacht, angenommen oder als vorgestellt bewußt ist, und mit dem dann dennoch operiert wird. Die Rolle des *advocatus diaboli* in Diskussionen, die Überführung eines Lügners oder die juristische Person (wie z.B. auch die 'Einpersonengesellschaft') sind Fälle, die zeigen, daß der Begriff des 'Fiktiven' nicht auf den literarischen Bereich zu beschränken ist, obwohl die in literarischen Texten dargestellte Welt grundsätzlich als fiktiv anzusehen ist.

In unseren Interviews stießen wir häufig auf Äußerungen wie oben zitiert, die Heftromane mit einer Traumwelt, mit einer Differenz zur Realität oder einem ganz eigenen Bereich in Verbindung brachten. Der gesamte Kontext der Interviews läßt erkennen, daß kein eindeutiger pragmatischer Bezug zu einem Bereich außerhalb des Textes hergestellt wird. Mit dem Bereich einer eigenen Traumwelt, die keinen unmittelbaren Bezug zum eigenen Leben hat, wird gleichzeitig impliziert, daß die Lektüre keine Handlungsrelevanz bzw. Handlungsvorschrift enthält.

Zu diskutieren wäre in diesem Zusammenhang das Verhalten einer Leserin, die die Hefromanlektüre als Masturbationsvorlage verwendet. In diesem Zusammenhang spielt für sie das fiktionale Moment keine bzw. eine nachgeordnete Rolle. In nachträglicher Reflexion ist ihr aber die Fiktion voll bewußt. Auf die Frage nach dem Wahrheitsgehalt der von ihr gelesenen Romane von Barbara Cartland antwortet diese 23-jährige Leserin [Interview Nr. 11]:

Als fiktive im Unterbewußtsein, *aber für mich war es beim Lesen nicht wichtig, ob sie wahr waren oder nicht*. Aber so kopfmäßig /habe ich mir/ nehme ich an, daß das alles fiktive, erfundene, klischeehafte Romane sind. (S. 8)

Primäres Ziel ihrer Lektüre war, sich in bestimmte Stimmungen zu versetzen. Falls dabei der literarische Stimulus und Vorstellungen von Literatur sekundär sein sollten und auch literarische Konventionen außer Kraft gesetzt werden, bliebe zu diskutieren, ob hier überhaupt eine Form literarischen Handelns vorliegt. Ich möchte hier keine (vor-)schnelle Entscheidung treffen, zumal Wirkungen von literarischen Texten von der empirischen Literaturwissenschaft nicht ausgeschlossen werden.

⁴ Eine schöne literarische Beschreibung dieser Fähigkeit literarischer Texte stellt Klaus Modick in seinem Roman *Ins Blaue* dar, indem einer der Protagonisten eine Urlaubsgeschichte schreibt und damit seine 'realen' Beziehungsprobleme in den Griff bekommt.

Zur Veranschaulichung dieser Dimension von Literaturbegriffen folgen ein paar Beispiele aus anderen Interviews.

Als Antwort auf die Frage nach Bezug der Lektüre zum eigenen Leben führt eine Leserin der Cora-Reihe aus [Interview Nr. 1]:

Ja, eigentlich denke ich schon, daß es 'ne völlig andere Welt ist, weil momentan in meinem Leben, so wie es jetzt ist, kann ich mich überhaupt nicht mit den Figuren vergleichen. Also die sind ja voll im Berufsleben und, oder sonst war'n sie so reich und so, also eigentlich im großen und ganzen ist es für mich doch 'ne andere Welt. Es ist aber nicht so, daß ich mich da unbedingt hineinräume, daß ich so sein will, sondern ich nehm' das als gegeben hin, daß ich so lebe und die so, fiktiv so leben, und damit hat sich die Sache. Ich hab da eigentlich keine großen Probleme, mich damit abzufinden. (S. 7)

Eine andere Leserin von Liebesromanen [Interview Nr. 9] antwortet auf die Frage zum Vergleich der Lektüre mit dem eigenen Leben:

Nee, ich denke mir halt, das ist halt ein veraltetes Ideal von, meistens halt von Frauen, die halt davon träumen, irgendwann einen ganz reichen, hübschen, jungen Mann kennenzulernen. Und in diesen Liebesromanen geht das dann halt auch auf. Und, ich meine, *das ist halt eine Welt, die in keinem Bezug zur Realität steht; (...) ist halt für sich ein Traum aufzubauen, (...) Flucht aus dem wirklichen Leben, (...) wenn man diese Träume vertritt.* (S. 3)

Ich glaube mehr, im wirklichen Leben gibt es ganz andere Komplikationen, also andere Dinge zählen eigentlich (...) Ich denke mir, *das hat keinen Bezug zum wirklichen Leben, das wirkliche Leben ist viel umfangreicher, das wirft ganz andere Probleme auf,* die überhaupt nicht in diesen Büchern vorkommen. (S. 5/6)

Mit diesem eigenen Bereich einer Traumwelt, die keinen Bezug zum wirklichen Leben hat, impliziert diese Leserin auch, daß diese Lektüre keine Handlungsrelevanz besitzt.

Mit diesem durch Fiktionalisierung erzeugten Freiraum eröffnen sich für Rezipienten neue Erfahrungsmöglichkeiten. Hier als Beispiel eine 15jährige Schülerin [Interview Nr. 18], die gerne Gruselromane liest und auf die Frage antwortet, worin das Gruselige der Reihe bestehe:

Ja, wenn halt so richtig umschrieben wird, was jetzt passiert, oder wenn halt Sachen drin vorkommen, die man sich eigentlich so gar nicht vorstellen kann, die es nicht gibt. Wenn man sich da so vorstellen kann. „Oh Gott, wie muß der jetzt zumute sein“

und sich richtig darin versetzen kann, wie es der jetzt im Moment geht, das macht schon das Gruselige aus. (S. 7)

Dieses Hineinversetzen in eine literarische Figur ermöglicht für diese Leserin, Gefühle zu durchleben, ohne dabei damit verbundene Gefahren eingehen zu müssen. Dieses, auch aus anderen fiktionalen Kontexten bekannte Phänomen der Angstlust wird auch noch an einer anderen Stelle des Interviews deutlich:

Ich lese sie [die Gruselgeschichten] lieber, weil sie mir lebensfern vorkommen, weil ich da wirklich weiß, daß es sowas nicht gibt. Da brauche ich mir keine Sorgen zu machen, wenn es zu gruselig wird. Dann sage ich mir: „Ach komm, das gibt es eh nicht“. Es ist nur halt, daß ich mich ein bißchen gruseln kann, mehr ist das nicht. Sonst eigentlich nicht. (S. 10)

D.h. Literatur wird hier über eine identifikatorische Lesehaltung als Spiel/Fiktion ernst genommen und solange durchgehalten, bis ein Übermaß an Gefühlsbeteiligung eine reflexive Selbstbesinnung erforderlich machen.

Eine andere jugendliche Leserin der Reihe *Denise-Mystery* [Interview Nr.21] antwortet auf die Frage nach dem Typischen ihrer bevorzugten Lektüre:

Ja, diese *Denise-Mystery* Hefte sind dann halt meistens irgendwie so Geister oder ein Dämon oder irgendwie so was, und finde ich in den Heften ganz gut, also zum Lesen jetzt. Aber wenn ich mir jetzt mal so vorstellen würde also in Wirklichkeit oder so, dann kann ich das nicht so gut. Da würde ich, glaube ich, auch nicht lesen, wenn es so was geben würde. (S. 10)

Diese Leserin gewinnt ihre Lesemotivation u.a. daraus, daß die Geschichten ausgedacht sind und außerhalb ihrer eigenen Wirklichkeitvorstellung angesiedelt sind. In späteren Verlauf des Interviews konkretisiert sie ihre Annahmen. Es wird deutlich, daß sie aufgrund der Lektüre neue Erfahrungen machen und Gefühle durchleben möchte, die fern ihrer Alltagswelt liegen:

Also irgendwie was anderes, also was, ich sage jetzt mal, was Übersinnliches, weil was halt in den Heften drin ist, das passiert halt hier jetzt nicht jeden Tag oder passiert überhaupt nicht. Wir, das ist so als ob man mal aus der normalen Welt jetzt, aus dem Alltag mal irgendwie in was anderes reinschnuppern kann oder so. Und das dann da halt irgendwie was Aufregendes passiert. Ja (S. 16)

Auf die Frage nach neuen Erfahrungen, die sie im Leben noch nicht gemacht hat, antwortet eine Leserin von Bianca- und Denise-Romanen [Interview Nr. 22]:

Nee, glaube ich nicht. Weil ich mir dann eigentlich, eigentlich ist es ja eigentlich nur in Gedanken, und nee, kann ich mir nicht vorstellen, weil ich, *wenn ich die lese, dann ist nicht Realität für mich*, also, dann kann ich mir auch nicht vorstellen, daß so etwas wirklich passiert. (S. 14; Herv. A.B.)

Dieser Leserin ist also klar, daß es sich bei ihrer bevorzugten Lektüre nicht um Abbildungen von Realität bzw. Geschichten mit Authentizitätsanspruch handelt.

Eine vergleichbare Einschätzung gibt die in unserem Sample einzige Fan-Leserin von Sundance-Western ab [Interview Nr. 31]:

(...) Also die Fakten sind also mit Daten, wenn sie mal benannt sind, durchaus richtig. Die Geschichte da ringsum ist natürlich erfunden. Aber so der Handlungsablauf ist doch noch ziemlich realistisch (S. 1)

Das ist also wirklich eine Traumwelt, und man ist sich auch wirklich bewußt, daß es das ist. Daß es mit dem Leben gar nichts zu tun hat. (S. 18)

Damit nicht nur Leserinnen zu Wort kommen, hier noch drei männliche *Perry Rhodan*-Leser zur Frage nach dem Realitätsbezug bzw. nach der Lebensnähe oder -ferne der Protagonisten:

Das ist mehr *eine zweite Welt*, würde ich sagen, weil es ist ja doch, diese ganze Geschichte ist *ein Universum für sich*. Die spielt ja auch mehrere tausend Jahre in der Zukunft inzwischen. (...) insofern kann man eigentlich von einer Realität in dem Sinn nicht sprechen oder reelle Personen. Denn ganz allgemein ist das *eine ganz andere Welt*, kann man wirklich so sagen. [Interview Nr. 6, S.8]

(...) Aber da wird ja auch nie was beschrieben oder meistens nie was beschrieben, was so im wirklichen Leben vorkommt. [Interview Nr. 37, S. 10].

Nee, finde ich eigentlich nicht, ich meine, wenn man sich vielleicht die Mühe macht und das, was da geschieht; diese Sternenkämpfe vielleicht überträgt auf irgendwelche tagespolitischen Dinge, da könnte man sich dann vielleicht schon mal ein bißchen reinsteigern, weil, wie gesagt, in den Büchern, da erlebt sich das vielleicht ein bißchen fort, bloß daß da halt jetzt nicht, was weiß ich, die Serben gegen die Kroaten kämpfen, sondern die Erdlinge gegen irgendwelche Extraterrestrier oder so was (...). [Interview Nr. 40, S. 7].

2.2 Die Trennung realistisch / phantastisch

Innerhalb der Gruppe von Texten, denen Fiktionalität zugeschrieben wird, kann aufgrund einer weiteren Dimension eine neuerliche Differenz eingeführt werden. Diese zweite Dimension greift für die Bedeutungsfestlegung auf die Frage nach der besonderen Form der Wirklichkeitserkenntnis fiktionaler Texte zurück und trennt realistische von phantastischen Zuschreibungen.

Entscheidend für die zweite Dimension ist das jeweils gültige Wirklichkeitsmodell, das angelegt wird. Dabei gibt es unterschiedliche Möglichkeiten. So können Texte als 'realistisch' bezeichnet werden, wenn sie wie im realistischen Roman des 19. Jahrhunderts breite und detaillierte Beschreibungen 'realer' Sachverhalte und Gegenstände beinhalten.

'Real' bezeichnet dabei nicht eine ontologische Gegebenheit. Die Begriffe 'real' und 'Realität' verweisen auf einen Seinsmodus, der Sachverhalten aufgrund erlernter, intersubjektiv akzeptierter Normen zuerkannt wird, gegen deren Verstoß Sanktionen greifen und somit diese Normen stabilisieren.

Zurück zum Begriff 'realistisch'. Von 'realistisch' kann aber auch gesprochen werden, wenn das Dargestellte dem Anspruch der Wahrscheinlichkeit genügt oder schließlich, wenn eine nach dem jeweiligen Wirklichkeitsmodell adäquate ontologische Zuweisung erfolgt, also z.B. Geistererscheinungen dem Bereich des Irrealen zugeschrieben werden.⁵

Als Gegenpol zu realistisch wird auf den Begriff 'phantastisch' zurückgegriffen. Signalisiert der Begriff 'realistisch' die Behauptung einer wie auch immer gearteten Erkenntnisfunktion von Literatur in bezug auf Realität, so bezeichnet 'phantastisch' den bewußten Verzicht auf ein mimetisches Abbildungsverhältnis und auf Erkenntnis von Realität. Mit dieser Ausprägung des Literaturbegriffs wird Literatur entfunktionalisiert und anschließbar an Genieästhetiken und autonome Kunstwerkvorstellungen.

Aufgrund des Bezugs auf Heftromane, die in einer literarischen Tradition stehen, der die Genieästhetik fremd ist, finden sich in den Interviews keine expliziten Belege für das Eintreten eines 'phantastischen' Charakters von Literatur. Die Antworten zeigen

⁵ Realistisch geprägte Vorstellungen von Literatur waren wohl auch vornehmlich an der Durchsetzung des Romans und der Fiktionalisierung von Literatur beteiligt. Denn mit der Absage an die Tradition und sozialen Individualisierungsprozessen mußte nach neuen Wahrheitskriterien von Literatur gesucht werden, die eben mit dem Begriff des 'Realistischen' abzudecken waren. Vgl. dazu Berthold 1993.

jedoch ganz deutlich, daß der Gebrauch des Begriffs 'realistisch' in unterschiedlicher Weise auf das geltende Wirklichkeitsmodell zurückgreift, nämlich im Sinne des Wahrscheinlichen oder naturwissenschaftliche Möglichen.

Interessant ist in diesem Zusammenhang die Einstellung einer Schülerin, die Gespenstergeschichten für durchaus realistisch hält [Interview Nr. 12]:

Also daß da immer irgendwie beschrieben ist, daß Gott hilft, die Geister zu verbannen, die bösen Geister, das finde ich dann irgendwie schon realistisch, daß es nicht ein normaler Mensch ist, der das alles nur vermacht. (S. 14)

auch Geister hält sie nicht für außergewöhnlich:

Meistens haben die dann [die Geister], sind das Leute, die schon mal gelebt haben, und dann schon im Leben Verbrecher oder irgendwelche aggressiven Leute gewesen sind, die dann zum Teufel übergegangen sind, irgendwie ist das schon nicht so weit hergeholt, also daß die total alle aussehen mit drei Köpfen und so, das ist nicht so. (S. 14)

Die Vorstellung, daß Geistern, Zombies und Gespenstern etwas Reales abgewonnen werden kann, mag für uns rational ausgerichtete Literaturwissenschaftler befremdend klingen. Aus der Sicht dieser Schülerin ergibt sich jedoch ein plausible Erklärung:

(...) Das ist eher hier so der Glaube. Das nicht, jetzt kommen die bösen Geister und so, sondern daß es das Böse überhaupt gibt Das ist eigentlich so der springende Punkt, woran ich glaube. Wenn es Gott gibt, dann gibt es auch die negative Seite, also der Satan. Das ist eigentlich so der Glaube, den ich habe. (S. 15)

Die Schülerin bekennt sich zu einem dualistischen religiösen Weltbild, das Gut und Böse gemeinsam enthält. Somit ist sie in der Lage, Zombies und ähnlichen Phantasiestalten ein gewisses Maß an Realitätsgehalt zuzuschreiben, obwohl ihr völlig bewußt ist, daß es sich um ausgedachte Geschichten handelt.

Eine andere Schülerin antwortet auf die Frage nach dem Realitätsgehalt der von ihr bevorzugten Gruselromane [Interview Nr. 18]:

Also wenn jetzt z.B. das Mädchen einen Streit mit einem Verwandten oder Bekannten hat, das kann ich mir schon vorstellen. Aber sonst, wenn es dann z.B. nach dem Streit an jemanden gerät, daß, ja wie soll man das jetzt sagen, daß es in eine Sekte reinkommt, daß die ihm helfen wollen, das kann ich mir auch vorstellen. Jetzt, daß es an einen verrückten Professor drankommt, der wer weiß was für Versuche mit ihm machen will und in die Vergangenheit schicken will oder in die Zukunft schicken will, das kann ich mir nicht vorstellen. Oder halt ins Jenseits schicken will, glaube

ich nicht, könnte ich mir auch nicht vorstellen. Das ist ein bißchen zu phantasievoll dann, wenn es das wirklich gäbe. (S. 9)

D.h. realistisch wird das bezeichnet, was dem gängigen Wirklichkeitsmodell entspricht bzw. darin möglich wäre; Verstöße wie durch den verrückten Professor werden als „zu phantasievoll“ eingestuft und im Bereich des Fiktionalen belassen.

Zum Abschluß noch die Einschätzung einer 16jährigen Leserin zur Realität der Beschreibungen in den von ihr gelesenen Gruselromanen [Interview Nr. 29]:

Die Leute, die da in den Mystery-Heftchen dargestellt sind, die sind ja real. Aber z.B. wenn einer sich in ein Monster verwandelt, was weiß ich, das kann nie real sein. (S. 11)

Diese Leserin stuft 'normale' Protagonisten nach dem geltenden Wirklichkeitsmodell ein; „Verstöße“ wie Monsterwesen werden einer anderen Kategorie zugewiesen.

Schlußbemerkung

In diesem Beitrag könnte das Problem der Fiktionalität nur andiskutiert und mit Interviewauszügen plausibilisiert werden. Es bliebe weiterhin zu untersuchen, wie z.B. jeweilige Literaturbegriffe literarische Konventionen ausprägen und wie diese unter historischen und sozialen Aspekten verteilt sind. Mit meinen Ausführungen möchte ich die These unterstützen, daß bei allen inhaltlichen Unterschieden, die pragmatische Zuschreibung von Fiktionalität das zentrale gemeinsame Kriterium für Literaturbegriffe ist, die im Literatursystem zur Geltung kommen.

Literatur

- Assmann, Aleida, 1985. Die Domestikation des Lesens. Drei historische Beispiele. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 57/58; S. 95-110.
- Berthold, Christian, 1993. Fiktion und Vieldeutigkeit. Zur Entstehung moderner Kulturtechniken des Lesens im 18. Jahrhundert. Tübingen: Niemeyer.
- Boeckmann, Walter, 1990. Wirklichkeitsverlust durch Medien? In: Communications 15, H. 1-2, S. 9-20.

Gabriel, Gottfried, 1991. Zwischen Logik und Literatur. Erkenntnisformen von Dichtung, Philosophie und Wissenschaft. Stuttgart: Metzler.

Grabes, Herbert, 1977: Fiktion - Realismus - Ästhetik. Woran erkennt der Leser Literatur? In: Text - Leser - Bedeutung. Untersuchungen zur Interaktion von Text und Leser. Hg. von Herbert Grabes. Grossen-Linden: Hoffmann, S. 61-82.

Schmidt, Siegfried J. 1989. Die Selbstorganisation des Literatursystems im 18. Jahrhundert. Frankfurt/M.: Suhrkamp.